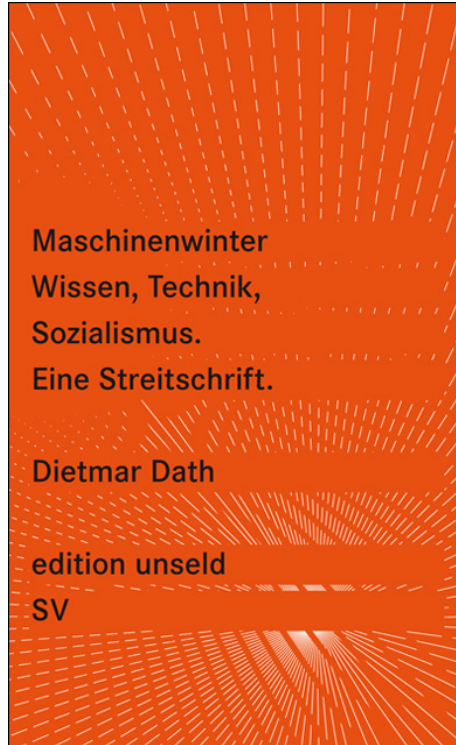


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Dath, Dietmar
Maschinenwinter - Wissen, Technik, Sozialismus

Eine Streitschrift

© Suhrkamp Verlag
edition unseld 8
978-3-518-26008-1

edition unseld 8

Es sind bekanntlich nicht die Maschinen, die Maschinen einstellen, sondern Menschen, die Maschinen bauen und einsetzen. Daher ist es nicht länger hinzunehmen, daß Maschinen die Lebensverhältnisse zunehmend verschlechtern, obwohl sie im Ursprung dazu gedacht waren, diese zu verbessern. Selbst in den reichsten Ländern ist von Lebenserleichterung durch Technik nicht mehr viel zu merken: Der kreative Computerdienstleister fristet das Dasein eines biblischen Tagelöhners; die High-Tech-Ärztin schreibt Gutachten über die Almosenberechtigung kranker Unterstützungsempfänger; jede Modernisierung der Produktion bedeutet Massenentlassungen statt Arbeitszeitverkürzung. Aber nicht einmal den Anschluß an diese noch vergleichsweise luxuriösen Formen des Jammers gönnt man den ärmeren Gegenden; dorthin wird bloß alles ausgelagert, was man mit den Lohnabhängigen des Westens einstweilen noch nicht machen kann. Wie soll man die Maschinen stürmen, um sie in Besitz zu nehmen? Kann man die moderne Arbeitsteilung beibehalten, aber die Hierarchien, Abhängigkeiten und das Unrecht loswerden, die an ihr kleben? Was haben die Industrie, der von ihr geschaffene Reichtum und der von ihr ausgeworfene Schmutz mit Freiheit zu tun? Der Essay *Maschinenwinter* riskiert eine literarische, politische, polemische und spekulative Phantasie darüber, wie man mit Technik Geschichte machen könnte.

Dietmar Dath, geboren 1970, Schriftsteller und Übersetzer, von 2001 bis 2007 Redakteur im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Lebt in Freiburg im Breisgau und in Frankfurt am Main. Veröffentlichte außer zahlreichen Artikeln Romane und Sachbücher. Im Suhrkamp Verlag sind u. a. erschienen: *Die salzweißen Augen*, *Dirac* und *Waffenwetter*.

Maschinenwinter
Wissen, Technik, Sozialismus
Eine Streitschrift

Dietmar Dath

Suhrkamp

Die *edition unseld* wird unterstützt durch eine Partnerschaft mit dem Nachrichtenportal *Spiegel Online*. www.spiegel.de

edition unseld 8

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Photographie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Nina Vöge und Alexander Stubić

Printed in Germany

ISBN: 978-3-518-26008-1

I 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Maschinenwinter

*Für Lorenz Jäger
im Widerspruch*

Inhalt

1	Selektionsdruck	11
2	Moral	13
3	Moi	14
4	Horde	15
5	Geschichte	25
6	Leider	27
7	Waldbrand	29
8	Adelsrechte oder Menschenwürde	36
9	Existenzgeld	40
10	Wie kaltherzig sind Computer?	45
11	Maschinen Muskeln Magie	50
12	Demokratenjagd	55
13	Unsere Klassiker	60
14	Unmenscherei	63
15	Homo sapiens sapiens	70
16	Irreduzibel	72
17	Kaputtmachen	75
18	Wesen der Technik und politische Schriftstellerei	81
19	Rückwärts nimmer	84
20	Organisierte Ungeselligkeit	86
21	<i>Higher Modernism</i>	87
22	<i>Higher Politics</i>	90
23	<i>Higher Progress</i>	93
24	Reife Universen	94
25	Riesenschultern	95
26	Dumme Bomben	98

27	Primitiver Progressismus	100
28	Her damit	103
29	Darwins Bocksprünge	106
30	Zinsen vergesellschaften	109
31	Wie man Mangel herstellt	113
32	Widerstand und Überwindung	118
33	Gelegenheiten	129
34	Umsturz	130

»Our day will come, again.«

Ellen May Ngwethu

1 Selektionsdruck

Die befreundete Biologin lacht, als ich ihr von Fehden unter Physikern erzähle, die stattfinden, weil man noch keine vereinheitlichte Theorie der fundamentalen Naturkräfte besitzt. Wer entdeckt, was alle suchen? Wer tappt im dunkeln? Wer reißt die Mittel an sich, die Aufmerksamkeit, die Ehrungen?

»Gibt's doch längst«, sagt sie, »die Theorie fürs Ganze. Sie stammt von Darwin.« Alles, was in der Wirklichkeit über längere Zeitspannen hin stattfindet, belehrt sie mich, läßt sich erklären, wenn man weiß, wie Vervielfältigung, Variation und Auslese ineinandergreifen.

Die Biologin ist Sozialistin, aber keine von der sentimental Sorte, der die Armen leid tun und die es gut mit allen Menschen meint. Sie gehört zu denen, die der Schriftsteller Ken McLeod beschrieben hat, als er von Leuten berichtete, die ihren Idealismus auf den nüchternsten Befunden der Naturwissenschaften errichtet haben, ihren Sozialismus auf dem Eigeninteresse und ihre Freiheit auf der Notwendigkeit. Solche Menschen denken radikal demokratisch nicht aus Jux und Humanismus, sondern weil sie wissen, daß Gesellschaften, in denen die Mehrheit unmündig, elend und schlecht erzogen ist, erfahrungsgemäß dazu neigen, beim erstbesten Versorgungs- oder Raumordnungsengpaß in blutige allgemeine Angstbeißerei abzurutschen.

Das macht nur Sadisten Spaß, und selbst denen nicht lange.

»Das Leben«, schreibt McLeod, »ist ein Prozeß, bei dem etwas, das aus Materie besteht, andere Materie auseinandernimmt und zur Selbsterhaltung benutzt – wenn es sein muß, auch lebendige. Leben ist der Abschaum der Materie, und wir sind der Abschaum des Lebens. Es gibt nichts außer Materie, Kräften,

Raum und Zeit; zusammen: Macht. Macht schafft Freiheit. Man ist frei, alles zu tun, was man vermag, und wenn man überleben will, sollte man tun, was im eigenen Interesse liegt. Wenn deine Interessen sich an denen anderer stoßen, laß diese ändern ihre Macht mit deiner messen. Wenn deine Interessen mit denen anderer harmonieren, dann arbeitet zusammen – wo nötig, gegen den Rest. Wir sind, was wir verzehren, und der Mensch ist ein Allesfresser. Was immer uns je wert und teuer war, alle Güte, Wahrheit und Schönheit des Lebens, sämtliche Wunder wurzeln im kargen Boden dieser Wahrheiten.«

Wer so denkt, weiß zu schätzen, was man »das Gute im Menschen« genannt hat, weil es kostbar ist und selten zum Tragen kommt (es heißt Verstand).

Man liest von Kosmologen, die den Evolutionsgedanken in ihre Arbeit aufgenommen haben und Darwinsche Selektion sogar zwischen Universen für möglich halten; auch von Physikern, die bereit sind, der Idee unveränderlicher Naturgesetze Lebewohl zu sagen. Warum sollten, wenn das Universum selbst sich entwickelt, nicht auch die näheren und weiteren Bestimmungen seiner Entwicklung sich entwickeln?

Menschen können verstehen, was geschieht. Bedeutet das mehr, als daß wir uns dem sich entwickelnden Universum besser anpassen können als andere Arten?

Eigenschaften, die sich unter Selektionsdruck entwickelt haben, nennt die Biologie »adaptiv«. Andere, zu denen eine Spezies zunächst unabhängig von diesem Druck gelangt, die sich später aber als nützlich erweisen, nennt sie, einem etwas bemühten Sprachgebrauch Stephen Jay Goulds folgend, »exaptiv«.

Zu welcher der beiden Kategorien gehört unsere Fähigkeit, zu verstehen, was geschieht? Zu welcher unsere Technik? Zu wel-

cher unsere Gesellschaftsform – die Art, wie das Gemeinwesen Individuen integriert? Was für eine Freiheit wäre das, die wirklich der Notwendigkeit gehorchte? An was für eine Notwendigkeit glaubt, wer diese Freiheit zu erreichen hofft? Hat der Fortschritt Jahreszeiten?

Das will ich klären.

2 Moral

Selbstverständlich ist eine Gesellschaft unanständig, in der jemand mehr Wohnraum besitzen als bewohnen kann und Behausungen also leer stehen, damit beim Finanzamt Verluste angegeben werden können, in deren Schatten anderswo, im Warmen, Feuchten und Unsichtbaren, große Gewinne gedeihen. Selbstverständlich ist eine Gesellschaft schweinisch, die einerseits für ihre Spitzensportler Laufschuhe mit eingebauten Dämpfungscomputern bereitstellt, andererseits aber alten Frauen mit Glasknochen die Zuzahlung zum sicheren Rollstuhl verweigert und einen Pflegenotstand erträgt, für den sich tollwütige Affenhorden schämen müßten. Selbstverständlich ist eine Gesellschaft obszön, in der Zahlungsmittelengpässe, Liquiditätskrisen und Bankenbeben vorkommen, weil, wie im Sommer und Winter 2007 geschehen, plötzlich deutlich wird, daß Kredite, die man armen Amerikanern aufgeschwatzt hat, damit sie sich Eigenheime kaufen, die sie sich unmöglich leisten können, tatsächlich nicht zurückgezahlt werden. Selbstverständlich ist eine Gesellschaft widerlich, die all diese Dinge sogar in ihren leidlich gepolsterten Gewinnergegenden zuläßt; vom Elend der sogenannten Peripherie, den »darker nations« (Vijay Prashad), den »trüben Völkern« (Hegel), will man eh nichts mehr hören.

Unanständig, schweinisch, obszön, widerlich: Davon rede ich nicht.

Moral ist Glückssache und setzt Deckung der wichtigsten Lebensbedürfnisse voraus; meistens hat man andere Sorgen. Ich rede aber davon, daß das alles nicht vernünftig ist und deshalb nicht funktionieren kann. Wer es sich kalten Herzens, wachen Auges anschaut und dann noch ruhig zu verneinen imstande ist, daß möglich sein muß, die Dinge besser einzurichten, ist nicht böse, sondern entweder faul genug, sich betrügen zu lassen, oder vom Geburtszufall ausgelost worden, die im Ganzen seltene, vorläufig aber noch ganz einträgliche Elendsgewinnerei betreiben zu dürfen, an der dieses Ganze krankt.

3 Moi

Wie peinlich, über etwas, das so viele betrifft, reden zu müssen, als habe man sich bloß privat ein paar Gedanken gemacht. Wie ärgerlich, dabei »ich« sagen zu müssen, als wäre man in solcher Lage Dichter oder Erlebnisreporter. Man weiß gleich, wenn man dieses »ich« liest: Ich werde hier eine Menge ärgerlicher Fehler machen müssen, die von der grundsätzlich unaufhebba- ren Unverbindlichkeit aller Äußerungen des Solitärs herrühren; Poetenfehler, Kritikerfehler. Verbindlichkeit entsteht im Politischen nur, wo gemeinsam gehandelt wird; nicht da, wo jemand sich alleine etwas ausdenkt, es mag so triftig sein, wie es will.

Man kann, wie kluge einzelne Linke das immer wieder getan haben, wenn *die Linke* auf dem Boden lag, einen Vorteil daraus drehen, daß dem Solitär die Macht abgeht, seine Schlüsse verbindlich zu machen: Endlich darf ich Gesellschaftskritik treiben, ohne auf irgendeine Fraktionsdisziplin Rücksicht nehmen zu müssen.

So wahr das ist, bleibt doch auch richtig: Praxis macht politisch klug; Abstinenz von ihr dumm. Ein bißchen Praxis, ziemlich verstreut zwar und zerbrochen, immer nur an einzelne Situationen gebunden, von den Eigenheiten unterschiedlicher beruflicher und privater Lebenskreise geformt, habe ich mir in den letzten paar Jahren immerhin leisten können. Was an Richtigem hier steht, kommt wohl daher – und spricht also weder nur für mich, was abseitig geraten müßte, noch für eine bereits klar konturierte Partei der praktischen Kritik am gegebenen Zustand. Manche Ideengeber grüßt man indirekt; nicht alle Zitate sind ausgewiesen – Ihr wißt, wer Ihr seid.

Die neue organisierte Form des Widerstandes und der Überwindung wird sich finden müssen. Mein Text bindet mich schon heute an sie, wenn er dazu taugt, was ich hoffe.

4 Horde

Daß wir an der Biologie nicht vorbeikommen, erzählen uns seit ein paar Jahren von diversen Kanzeln herunter nicht etwa Leute wie meine unsentimentale Freundin, sondern Figuren, die niemand für Linke halten kann.

»Ohne Familien«, mahnen sie, »wird die Gesellschaft untergehen.« Nicht alle loben sie den Nationalsozialismus dafür, daß er das seinerzeit eingesehen habe.

Gemeint ist etwas sehr Banales, das aber selten verraten wird: daß sich der unmittelbare und naturwüchsige Sozialverband um die Schwachen, die Alten, die Kranken kümmern muß, wo die bürgerliche Gesellschaft ihre schützende Hand zurückzieht. Das passiert jetzt, wo die Besitzenden einseitig den Vertrag aufkündigen, der besagt: Niemand muß einsam verkommen.

Weil Unglück alle treffen könnte, sollten sie *idealiter* einander dagegen beistehen – das stand in dem Vertrag, den man Sozialstaat nannte. Er war ein Kompromiß zwischen einerseits denen, die ihren Reichtum mit Hilfe ihres Reichtums mehren, und andererseits denen, die nichts haben, was Reichtum schafft, sondern im glimpflichsten Fall ein bißchen Eigentum zum persönlichen Verbrauch.

Die Gesellschaft, sagen die neuen rechten Darwinisten, ist nicht der Schutz aller einzelnen vor dem Unglück, sondern Quelle der permanenten Warnung: Wir brauchen dich nicht, wenn du nichts oder zuwenig beitragen kannst. Das klingt, als reiche, was die Erzeuger produzieren, allenfalls für sie selbst. Der Mangel, der da unterstellt wird, muß, so heißt es, nach dem Befehl derer verteilt werden, die das Sagen haben, sonst droht Chaos. Man wundert sich: Woher kommt dieser Mangel? Haben wir nicht Maschinen gebaut, die den Mangel abschaffen sollten? Erzeugt nicht, wer Güter mit solchen Maschinen produziert, mehr, als Einzelerzeuger je verbrauchen könnten? Beruht die Selbsterhaltung der gegenwärtigen Weltgesellschaft nicht auf allseitigem Handel, also auf Tausch, und bedeutet Tausch nicht, daß Überfluß ist – wer würde Selbsterzeugtes tauschen, das zum Überleben gebraucht wird? Ist der Tausch also nur Schein? Oder sind die Maschinen steckengeblieben, festgefroren, hängen Eiszapfen von den Roboterarmen, sind die Silos eingestürzt, ist der Strom unterbrochen?

Die Stadt, in der ich diese Sätze schreibe, ist reich: Nur noch die Hälfte der Menschen, die in Frankfurt am Main leben, geht regelmäßiger Erwerbsarbeit nach. Das liegt im Groben, Statistischen – man spricht von »struk-

tureller Arbeitslosigkeit« – an den Maschinen. Offenbar funktionieren sie doch, genau wie die Computer, die sie steuern und koordinieren. Der entwickelte Kapitalismus hält sich aber Wahrsager, die an dieser Stelle der Diskussion stets abwehrend die Hände heben – wie etwa der Wirtschaftsprofessor Daniel Cohen aus Paris, der darauf verweist, daß Automatisierung oder andere Rationalisierungsfortschritte nicht unbedingt Arbeitsplätze fressen müssen. Es habe nämlich, lehrt Cohen, historische Perioden gegeben, so die europäische Nachkriegszeit ab 1945, in denen diese Verbesserungen umgekehrt gerade zur Vollbeschäftigung führten.

Wo so einer recht hat, hat er unrecht. Das Rätsel läßt sich leicht lösen; der Widerspruch rührt von den je unterschiedlichen Absichten, Erwartungen und Strategien derjenigen, die besitzen, was da automatisiert und rationalisiert wird. Denn es liegt in der Tat in der Macht der Kapitalisten, jeden und jede einzustellen, die auf der Straße herumlungern, wenn eine Modernisierung durchgesetzt wird. Aber es liegt in derselben Macht, sie alle wieder loszuwerden, wenn man damit die verbliebenen Beschäftigten per Entlassungsdrohung disziplinieren und ihre Löhne senken will (oder muß: aus Rentabilitätsabwägungen).

Es sind, das lohnt, festgehalten zu werden, nicht die Maschinen, die Menschen einstellen oder feuern.

Bereinigt um die Produktionsverhältnisse, auf der Ebene der Produktivkräfte selbst, bleibt alles sehr einfach: Weniger lebendige Arbeit ist nötig, wo immer lebendige Arbeit im Laufe der Zeit Apparate schafft, welche die Arbeit erleichtern, wirkungsvoller machen, abkürzen.

Das leuchtet den Dummsten ein und könnte den Faulsten Verheißung sein. Aber es ist statt dessen eine Geißel für die aus der

Erwerbsarbeit Gefallenen: Du bist überflüssig, wirst nur noch geduldet!

Nicht allein der Stand der Produktivkräfte macht die Lohnarbeit als Vergesellschaftungsform untragbar. Wenn nur diejenigen zu uns gehören, die arbeiten, aber zugleich längst nicht mehr alle arbeiten müssen, werden Menschen aussortiert. Manchmal geschieht dies schon, bevor sie zu nichts mehr zu gebrauchen sind – dann nämlich, wenn sie zu teuer werden.

Gelehrte räuspern sich, wollen mal eben den Grenznutzen der lebendigen Arbeit wissen und rechnen aus: $1 + 1 = 3$ für sehr hohe Werte von 1. Man nennt das verniedlichend »Neoliberalismus«; es ist Voodoo: Irgendeine unbekannte Magie soll diesem lächerlichen Abrakadabra zufolge Unternehmen, deren Walten »de-reguliert«, also keinen anderen Schranken als denen von Angebot und Nachfrage mehr unterworfen ist, mittelfristig bei über Angebot und Nachfrage ausgemeldeten »fairen Löhnen« zur Einstellung herumlungender Unnützer animieren, damit nicht alles auseinanderfällt. In Wirklichkeit passiert das nirgends, wo die genannten Schranken fallen. Denn natürlich stimmt jeder Aufsichtsrat, dessen Mitglieder noch bei Trost sind, jederzeit für eine Beschäftigungs-, Innovations- und Rationalisierungspraxis, die den maximalen Profit erwirtschaftet, statt dafür, aufsässige Autobrandstifter aus der französischen Vorstadt mit attraktiven Aufstiegschancen zu bestechen, damit sie nicht wüten.

Alle wissen das. Inzwischen gibt es selbst bei Ökonomen, denen nie einfallen würde, die bestehende Unordnung anzutasten, einen Namen dafür: *jobless growth*. Gemeint ist ein wirtschaftliches Kennzahlenwachstum, das keine Arbeitsplätze mehr abwirft. Die Gelehrten räuspern sich und schütteln die Köpfe beim Anblick von Statistiken, Törtchengraphiken, demographischen und demoskopischen Erhebungen, aus denen jemand

den Faktor »Produktivität« herausgekürzt hat, als täte der nichts zur Sache: Wie schrecklich, so viele sind wir hier, so wenige, so ungleich reich und arm, so ungleich alt und jung ...

An allen Brandherden wird separat gewurstelt; gesamtgesellschaftliche Lösungen für gesamtgesellschaftliche Schwierigkeiten hält man für utopisch oder, schlimmer, gleich für totalitär, *apage, Satanas!*

»Privatisierung«, also mehr oder weniger erfolgreiche Piraterie im Interesse der Besitzenden, soll das große Ganze neu formatieren. Sorgen? Man kehre vor der eigenen Tür, hier gibt es keine Gleichheit. Manche haben dafür Staubsauger, eine wachsende Zahl muß es mit den bloßen Händen versuchen.

Angst, die aus dieser Kopfflosigkeit folgt, würgt nicht nur die alleinerziehende Mutter mit zwei Jobs oder den Auszubildenden, den niemand ausbildet als die Straße.

Ich habe mächtige Printmedienmacher erlebt, die sich vor ihren angeblich verblödeten Lesern fürchten und sie heimlich verfluchen wie Claudius, König von Dänemark, seine eigenen Sünden. Ich kenne Fernsehintendanten, die von jedem Programmpunkt, den sie verantworten, angeben können, gegen welche Sorte Volkszorn er sie versichern soll, aber von keinem, warum er ihnen selbst gefällt. Ich weiß von Theaterintendanten und Museumsdirektoren, die von ihrer Kunst nur noch die Besucherziffern kennen wollen.

Wie kurz vor der Stampede oder dem Kahlfraß bricht sich allerorten Panik einzelner vor der Masse Bahn und Panik der Masse vor dem Zerfall. Wenn ein Überschuß zwar produziert wird, aber völlig ungerregelt, und wenn seine Verteilung davon abhängt, daß die, die diesen Überschuß verbrauchen könnten,

für irgendwelche Besitzenden noch einen Profit erwirtschaften, dann wird dieser Überschuß unmittelbar sein eigenes Gegenteil, nämlich Armut.

Wer sich in solchen Zeiten, da sich die Härtefälle häufen, nicht mächtigen Schutzherren unterwirft – zum Beispiel, weil er keine mehr findet, denen er sich unterwerfen kann –, muß sehen, wo er bleibt.

Für wen gilt das?

Für alle.

Das heißt: Zunächst und zuerst für den unscharfen Pool von Nichtbesitzenden, der früher, in der Hochmoderne, »Masse« hieß. Massengesellschaft und Vereinzelung; im besitzlosen Alltag ungreifbar gewordener technischer Fortschritt, der statt Wohlstand dessen Gegenteil auswirft: Die Erosion der Reste dessen, was unterm Namen »bürgerliche Gesellschaft« von sich selbst einst glauben wollte, es bestünde aus freien und gleichen Subjekten, schafft die besten Voraussetzungen für die Wiedereinführung von Abhängigkeitsordnungen, die man für längst überwunden hielt.

Der Feudalismus (samt Leibeigenschaft) entstand unter ganz ähnlichen Bedingungen; nämlich als Folge der Eigentums- und Reproduktionskrise des Agrarwesens im Frühmittelalter. Im Rückblick kann man die Zeit, die auf seine Einführung folgte, elend lang nennen, lähmend und finster. Die philosophierenden Freunde des kapitalistischen Produzierens haben das gern und mit überzeugenden Worten getan, als die Bürger den Feudalismus abschafften. Aber stabil genug, sich lange zu halten, war er eben auch. Erst das kapitalistische Produzieren hat ihn schließlich erschüttert, erst der Weltmarkt hat ihn (abgesehen